

(Nachdruck verboten.)

9) Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Mit sieben Jahren war Nello sehr tüchtig im Karpfen-Sprung: dem Sprunge, bei welchem der junge Künstler, auf dem Rücken ausgestreckt liegend, durch den bloßen Schwung der Beine und des Rückgrats, ohne das Aufsetzen der Hände zu Hilfe zu nehmen, sich aus der liegenden Lage empor-schnellt, so daß er aufrecht auf die Füße zu stehen kommt.

Es folgte dann die Übung der Sprünge mit Aufsetzen der Hände auf den Boden: der Saut en avant, bei welchem der Glebe die Hände vor sich auf den Boden setzt und sich in einem Ueber-schlagen des Körpers wieder auf die Beine empor-richtet, die über den Kopf hinweg den Händen gefolgt sind; der Affensprung, bei dem der Schüler, den Oberkörper zurück-biegend, die Hände hinter sich auf den Boden aufsetzt und die Bewegung des vorigen Tricks in entgegengesetzter Richtung ausführt; der Beduinen-sprung oder der im Sprunge ausgeführte Seitwärtsüberschlag, ähnlich dem Rad-schlagen.

Bei allen diesen Übungen hatte Nello stets die schützenden Arme seines Bruders um sich her, den schützenden Griff seiner Hände an seinen Gliedern, der ihn hielt, ihn stützte, ihm beim Zögern, beim Schwanken des Körpers den ermutigenden, erleichternden Anhub zu der Tour gab. Später, als Nello sich in den Übungen sicherer zu fühlen begann, wurde er von Gianni dabei an einem kurzen Stück Leine gehalten, das an dem Gürtel des Knaben befestigt war und das Gianni in demselben Maße nachließ, wie die Arbeit des jungen Bruders sich dem vollkommenen Gelingen und der vollständigen Sicherheit näherte.

Schließlich war Nello bei dem Saut périlleux*) an-gelagt, den er anfangs, um die Sache zu erleichtern, von einer kleinen Erhöhung herab ausführte, welche man all-mählich mehr und mehr verringerte, bis er sich dahin gebracht hatte, den Sprung von ebener Erde aus zu exekutieren.

Bei diesem allen erwies sich der Sohn der Zigeunerin nichts weniger als schwerfällig von Körper; er besaß vielmehr gleich seinem Vater und seinem Bruder eine wunderbare Be-fähigung zum Sprunge, und zwar besonders demjenigen aus der bloßen Schnellkraft der Beine, dem Sprunge ohne An-lauf oder mit geschlossenen Füßen, mit dem er in seinem siebenten oder achten Jahre eine Höhe erreichte, in der es ihm seine viel älteren Studiengenossen nicht nach-tun konnten. Vom Kothurn seines zusammengewürfelten Allerlei-Wissens herab sagte eines Tages der alte Bescapé, als er Nello springen gesehen, zu Stepanida:

„Frau, sieh einmal da!“ — und er zeigte ihr die Fersen und die Stärke der Sprunggelenke an den Füßen seines Sohnes. — „Wahrhaftig, mit dem Zeug hier, sage ich Dir, wird er einst springen, daß er es einem Affen zuwortet, das Bürschchen!“

Eines Morgens beim Erwachen sah Nello auf einem Stuhl vor seinem Bett gewisse Gegenstände ausgebreitet liegen, heiß ersehnte, unerhoffte Dinge, die ihm seit Monaten die Nacht in trügerischen Träumen vorgegaukelt. Er rieb sich die Augen, kaum glaubend, daß er wache; dann sprang er aus dem Bett und eilte zu dem Stuhl, um sich mit vor Glück zitternden Händen von der Wirklichkeit der Dinge zu überzeugen, die dort in schimmernden Farben lachten und unter seiner Berührung mit den blizenden Flitzern raschelten. Da war ein Trikot nach dem Maß seines kleinen Körpers; eine kurze himmelblaue Puffhose, ganz und gar mit Silbersternen besetzt; ein Paar Halbtiefelchen en miniature, mit Silber-fransen geschmückt. Der Knabe betastete die Gegenstände, wendete sie auf die andere Seite um, das Trikot, die Puff-

*) Das Gegenstück zu dem bekannten Saltomortale, d. h. der-selbe Sprung nach vorn ausgeführt, wie der Saltomortale nach hinten über ausgeführt ist. Uebrigens wird jede der beiden Bezeichnungen vielfach auch auf den anderen der beiden Sprünge angewandt, ohne daß darin streng unterschieden wird. Anmerkung des Uebersetzers.

hose, die Stiefelchen, und drückte eines nach dem andern ent-zückt an seine Brust. Dann nahm er, rasch entschlossen, seine Schätze unter den Arm und eilte mit einem Freudenschrei zu seiner Mutter, um sie zu wecken, damit sie ihn mit dem reizenden Habit bekleide. Stepanida, halb in ihrem Bett, halb außerhalb desselben, kleidete ihn an, langsam, unter den heißen, dem bewundernden Innehalten, den prüfenden, glück-lichen Blicken einer Mutter, die ihrem Liebsten ein neues Kleid anlegt und unter dem neuen Gewande ein neues Wesen in ihm sieht, das sie noch etwas mehr lieben muß, als bisher. Als Nello kostümiert war, gab er das reizendste Bild eines kleinen Nippetisch-Meßkünstlers ab, das man sich denken konnte. Nello machte sich die „Kopfnuß“, in lang herab-hängenden blonden Haaren, die sie zu frisieren im Begriff war, das Vergnügen, ihm mittels ihrer Brennschere zwei Lodenhörnchen auf dem Kopf zu brennen, die ihm etwas von einem niedlichen Teufelchen gaben. So ausgerüstet, stand der kleine Banfist in seinem Trikot, das um ein Haarbrett zu weit war und auf den Seiten unter den Armen und an den Knien je eine Falte schlug, unbeweglich da, die Augen be-wunderungsvoll auf seine kokette kleine Person gefenkt, glücklich und fast geneigt, zu weinen, und dabei zugleich nicht wagend, sich von der Stelle zu bewegen, es möchte seinem neuen Kostüm etwas zustoßen.

Die ersten Male, daß der kleine Künstler in der Vor-stellung auftrat, mit seinem Trikot, seinen Puffhosen, seinen Halbtiefelchen ausgestattet, war der Anblick in der Tat ein äußerst drolliger, wie das Bürschchen sich überschlagend empor-schnellend, sich wieder überschlagend hereinprallte, — dann plötzlich wie angenagelt auf seiner Beinen stehend Halt machte, von einer jähen Anwandlung von Angst befallen: einer kind-lichen, fast komischen Angst vor all den vielen auf ihn gerichteten Blicken. Verstohlen, schüchtern zog er sich nach der Seite Giannis zurück, flüchtete ganz hinter diesen, voll Verwirrung, ein leises Schauern über seine Schultern laufen fühlend, und sich verlegen hinter dem Ohre kratzend. Dann aber kreuzte der Kleine im lockigen Haar, mit den schlanken, zierlichen Gliedern, in einer Haltung, wie wenn die Plastik antiker Statuen dem gymnastischen Künstler angeboren wäre, die Arme auf der Brust, und, das eine Bein vor das andere gesetzt, es auf die Zehenspitze stützend, den Nacken zurückgebogen, so daß der Fuß sich ein wenig nach unten krümmte, erschien er in seiner Unbeweglichkeit wie eine Statuette der Ruhe in einem Museum.

Allein diese Ruhe, diese Untätigkeit währte bei dem jungen Künstler nur einen Moment. Bald genug war er be-flissen, seine Künste wie die anderen zum Besten zu geben und jeden Augenblick aufs Neue seine Hände an dem Schnupf-tuch zu trocknen, das man auf die Barriere geworfen, als ob er in der Tat angestrengt arbeite. Er versuchte, an einem der Pfosten des Trapez die „Fahne“ zu machen (den Körper wagerecht in der Luft ausgestreckt zu halten, während er sich mit den Händen an dem Pfosten hielt), wobei er fast im selben Augenblick in den Sandhaufen am Fuße des Mastes kollerte und zur Hälfte in demselben verschwand; er lief auf den Händen, machte die Serie seiner gewohnten wohl-eingeübten Sprünge durch, führte seine Kreuzbiegungen aus, bei denen der Körper sich langsam und mühevoll auf zerbrochener Wirbelsäule wieder aufzurichten scheint. Es waren dies kleine Extragaben der Vorstellung, kleine Nebentricks, die oft nur mangelhaft glückten, die Nello ausführte und wieder aus-führte, aber mit einem Eifer, einer Munterkeit, einer Un-ermüdblichkeit, in der die Lust eines Kindes lag, das sich an seinem Spiel ergötzt, in der seine Augen von feuchtem Glanz innerer Erregung schimmerten und seine kleinen Arme, in grazioser Haltung dankbare Grüße an das applaudierende Publikum sendeten: das Ganze ein niedlicher, unterhaltender Anblick, und bei allem doch ein gewisser Timbre der Ent-schiedenheit, der Entschlossenheit, der Rühnheit, fast des Heroischen über seine anmutige kleine Gestalt ausgegossen. Sofort aber, wenn seine Rolle beendet war, eilte er, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, zu Gianni, um als Belohnung dessen Liebkosungen zu suchen, die Finger des Bruders zärtlich in seinen Loden wühlend zu fühlen, der ihn dann wohl zu

sich emporhob, ihn, den Kopf nach unten, auf seine ausgestreckte flache Hand setzte und den Kleinen, schwanken, in der steifen Haltung noch unfesten Körper die noch weiche kleine Wirbelsäule ein paar Augenblicke in dieser Weise balancierte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Hygiene der Küche.

Von Dr. Richard Hertlein.

Die Hygiene der Küche bildet ein überaus wichtiges Kapitel auf dem Gebiete der Volksgesundheit. Daß ein zweckmäßig ernährter Körper weit leistungsfähiger und gegenüber den unbilligen lebensfeindlichen Faktoren, Krankheit und dergleichen, weit widerstandsfähiger ist, als ein überernährter, ist hinlänglich bekannt. Es soll nun nicht meine Aufgabe sein, in nachfolgenden Zeilen etwa ein Schema dafür aufzustellen, was der Mensch essen soll und was nicht. Ein solches Untersagen wäre töricht, da sich Eßlust und Befindlichkeit der Speisen nicht in streng umschlossene Paragraphen zwingen lassen. Ich will vielmehr in kurzen Zügen, soweit es der Raum dieser Skizze gestattet, darauf hinweisen, wie eine Hausfrau ihre Küche von hygienisch schädlichen Genußmitteln frei zu halten in der Lage ist. Ist es doch leider ein Zeichen des immer schärferen Existenzkampfes in allen Verufen, daß neuerdings in erhöhtem Maße versucht wird, dem kaufenden Publikum an Stelle der reinen einwandfreien Nährmittel billigere, aber auch schlechtere Surrogate, zu unterchieben. Ich bin daher genötigt, auch mit einigen Worten auf Nahrungsverfälschungen einzugehen.

Das wichtigste Nahrungsmittel der Küche ist die Milch. Die täglich verbrauchte Menge wächst in den Großstädten ins Ungemeine und da ist es denn kein Wunder, wenn gewissenlose Milchhändler und Molkereien durch Zusatz von Wasser und Konservierungsmitteln sich einen illegitimen Gewinn zu verschaffen suchen. Derartige entrahmte und verwässerte Milch ist jeder Hausfrau wohlbekannt, so daß es sich erübrigt, auf dieses Thema der Nahrungsmittelverfälschung näher einzugehen. Anders liegt die Sache mit jenen illegitimen Konservierungsmitteln, mit welchen vielfach operiert wird, um ein Verderben der Milch auf Kosten der menschlichen Nerven hintanzuhalten. Hierher gehört besonders der Zusatz von Soda, von Salizylsäure oder von Borax zur Milch. Der Zusatz von Soda ist relativ leicht zu erkennen, da sich in diesem Falle beim Einkochen der Milch verräterische Bläschen von Kohlensäure entwickeln. Schwieriger gestaltet sich der Nachweis der Salizylsäure und des Borax. Bevor ich hierauf eingehe, möchte ich vorausschicken, daß alle Reagentien, die in dieser Skizze zum Nachweis von Verfälschungen erwähnt werden, aus jeder Apotheke für billiges Geld zu erhalten sind, so daß es keine Schwierigkeiten macht, mit einiger Geschicklichkeit, sich vor dem Genuße hygienisch bedenklicher Nähr- und Genußmittel zu schützen. Will man nun eine verdächtige Milch auf die Anwesenheit von Salizylsäure prüfen, so verfährt man am einfachsten so, daß man die Milch mit Essig kocht, dann filtriert und das Filtrat mit einigen Tropfen Eisendiloxid versetzt. Ist letzteres dann violett gefärbt, so war Salizylsäure anwesend. Anders gestaltet sich der Nachweis von Borax, und zwar beruht derselbe auf der grünen Färbung, welche er einer Alkoholflamme erteilt. Dampft man daher etwas von der Milch auf einem Schälchen bis zur Trodne ein, fügt 2 oder 3 Tropfen konzentrierte Schwefelsäure und 10 Tropfen Alkohol hinzu, so kann man durch Anzünden dieses Alkohols und die eventuell grüne Färbung leicht und sicher entscheiden, ob Borax vorhanden war oder nicht. Die Milch kann aber nicht nur durch absichtliche Verfälschung für Genußzwecke unbrauchbar sein, sondern auch durch zufällige Beimengungen. Hierher gehört die „Wiesmilch“, die einige Tage vor oder nach dem Kalben gewonnen wurde, gelblich ist und beim Kochen gerinnt. Ferner „blutige“ Milch, die sich durch Blutabsatz am Boden des Gefäßes kennzeichnet und auf franke Euter oder Nieren des Tieres hinweist. Auch die „salzige“ Milch ist eine Folgeerscheinung der Eutererkrankung. Von der „blauen“, „roten“, „gelben“ Milch kann ich wohl absehen, da ein derartig gefärbtes Produkt, dessen Färbung von Bakterien herrührt, wohl niemand genießen würde. Dagegen muß ich noch kurz auf eine andere Verfälschung der Milch hinweisen, die gleichfalls auf der Anwesenheit von Bakterien beruht und ihr einen „seifigen“, laugenhaften Geschmack gibt. Der Geruch ist scharf und stechend.

Nächst der Milch ist das Fleisch das wichtigste Nahrungsmittel und verdient daher, um so mehr als es ein sehr kostbares Material für die Ernährung ist, seitens der Hausfrauen besondere Beachtung. Zunächst wird jeder ein berechtigtes Interesse daran haben, wirkliches Rindfleisch und nicht etwa statt seiner Pferdefleisch vorgefetzt zu erhalten. Außerlich das rohe Rindfleisch vom rohen Pferdefleisch zu unterscheiden, ist ja nicht immer ganz leicht, und es gehört schon ein geübtes Auge dazu, um zu erkennen, daß das Rindfleisch mehr rotbraun und sein Fett mehr gelb gefärbt ist als die analogen Teile beim Pferde. Da wird es vielleicht willkommen sein, ein einfaches und sicheres chemisches Mittel kennen zu lernen, das uns gestattet, schnell die Gegenwart von Pferdefleisch festzustellen. Dieser Nachweis beruht darauf, daß sich im

Pferdefleisch stets „Glycogen“ vorfindet, eine chemische Substanz, die sich in Verbindung mit einer Jodlösung rot färbt. Filtriert man daher eine Fleischbouillon, säuert sie mit einigen Tropfen Salpetersäure an und fügt nunmehr vorsichtig Jodwasser hinzu, so bildet sich bei Gegenwart von glycogenhaltigem Pferdefleisch an der Berührungsstelle ein burgunderroter Ring. Daß Fleisch unzulässigerweise gleichfalls mit Borzsäure, Salizylsäure und Formaldehyd konserviert sein kann, sei beiläufig erwähnt. Methoden zu ihrem Nachweis möchte ich jedoch hier nicht angeben, da sie in ihrer Handhabung für den Laien zu schwierig sind. Anders liegt die Sache mit dem Nachweis von schwefeliger Säure, die ein beliebtes Mittel in Metzgerläden ist, da sie das rohgehakte Fleisch lange in schöner scharlachroter Farbe beläßt und ohne große Schwierigkeiten zu erkennen ist. Macht man sich nämlich einen wässrigen Fleischauszug, füllt ihn in ein Fläschchen mit engem Halse, wirft einen Brocken metallisches Zink in die Flasche, so färben die entweichenden Gase bei Gegenwart von schwefeliger Säure ein mit Bleiessig getränktes Stüchchen Filtrierpapier schwarz.

Viel schlimmer als derartige unzulässige Konservierungsmittel wirken aber die natürlichen Zersetzung, die eine unhygienische Behandlung des Fleisches begleiten. Sie sind um so gefährlicher, als sie nicht immer durch den Geruch oder Geschmack zu erkennen sind und in vielen Fällen außerordentlich schwere Vergiftungserscheinungen hervorrufen. Ich brauche hierbei nur an die schweren Fleisch- und Fischvergiftungen zu erinnern, die in den letzten Jahren aus vielen Städten gemeldet wurden. Am verhängnisvollsten pflegen derartige Zersetzungen in Kasernen und Pensionaten zu wirken, da eraturungsgemäß bei derartigen großen Betrieben wegen des gemeinsamen Genusses von Fleischarten derselben Provenienz die Gefahr des Uebergreifens des Giftes auf zahlreiche Opfer eine besonders große ist. Man wird die Gefährlichkeit dieser Fleischgifte, die man auch Leichengifte oder Botomaine nennt, ohne weiteres begreifen, wenn man überlegt, daß sie in Wirklichkeit dieselben Zersetzungsprodukte sind, die von der menschlichen Leiche nach der Bestattung produziert werden. Es ist physiologisch genau derselbe Vorgang, der bei der Zersetzung tierischen oder menschlichen Fleisches vor sich geht, und es finden sich daher sowohl in diesem, wie in jenem das Neurin, Cadaverin, Putrescin und andere unter dem Einfluß der Fäulnis entstandene Giftstoffe. Die einzige Möglichkeit, sich vor ihnen zu schützen, liegt darin, daß man alles Fleisch möglichst frisch verwendet, und es ist daher vom hygienischen Standpunkte durchaus zu verwerfen, wenn man Wild und Geflügel künstlich „Goutout“, der doch durch beginnende Fäulnis hervorgerufen wird, zu verschaffen sucht. — Aus ähnlichen Gründen ist die Verwendung alter Konserven mit Recht zu beanstanden. Es wird im allgemeinen ja behauptet, daß Konserven dank dem völligen Abschluß der Luft unveränderlich und daher der Zersetzung nicht unterworfen seien. Das ist eine sehr gewagte Behauptung, einmal, weil schon die geringste Verletzung der Konservendbüchse der Luft und damit den Zersetzungskeimen Zutritt gewähren kann, dann aber auch, weil unter dem Einflusse der wechselnden Jahres-temperaturen ganz zweifelsohne innerhalb der Konservendbüchse chemische Umsetzungen vor sich gehen. Leider ist aus der äußeren Verpackung der Konserven nicht zu ersehen, wie alt sie sind, so daß ihr Käufer in dieser Hinsicht ganz auf die Reklamtät des betreffenden Geschäftes angewiesen ist. — Schließlich will ich noch auf zwei Schmerzenskinder der Küchenhygiene eingehen, nämlich auf die kupfernen Kochgeschirre und auf die Eischränke. Speisen, die in kupfernen Geschirren gekocht oder gar aufbewahrt sind, sind stets dann gefährlich, wenn die betreffenden Speisen Kupfer angreifen und auflösen. Dies wird stets der Fall sein, wenn es sich um Speisen handelt, die sauer sind oder eine Säure entwickeln. Dahin gehören z. B. Salate, alle süße Speisen, Eiertognal, Bouillon, Essig, Butter, Fette und andere mehr. Eine kluge Hausfrau, die ihre Familie vor lebensgefährlicher Erkrankung sichern will, verbrennt am besten ein für allemal jedes Kochgeschirr aus Kupfer aus ihrer Küche. Was nun die Eischränke anbelangt, so soll man sich zur Regel machen, niemals riechende Speisen, wie Käse, gekochte Kohlrarten und ähnliches in ihnen zu verwahren, da sonst der ganze Schrank auf lange hinaus verpestet wird und die anderen in ihm aufbewahrten Nahrungsmittel, wie Butter, Milch und Braten den widrigen Geruch in sich aufnehmen. Ein derartig anrüchig gewordener Eisschrank läßt sich nur noch durch wiederholtes Waschen mit einer starken Sodablösung und nachherigem Spülen mit Essig seinem Zwecke wieder nutzbar machen.

Kleines feuilleton.

Am bez Landstraße. Ein leichter Regen fällt auf die schmutzige Landstraße, die zwischen hohen Mauern hinführt. Hinter den hohen Mauern sind weite, prächtige Gärten, in denen Natur und Kunst im Verein helle, sonnige Plätze geschaffen mit blutroten Blumen, und wo auch wieder still verborgene Lauben liegen, die nur die finden, die ihrer bedürfen, um ihr Glück zu verbergen.

Draußen die schmutzige Landstraße weiß nichts von alledem, und auf ihr gehen wenig Leute an diesem Nachmittage. Wer einen Herd hat, der sitzt am Kohlenfeuer, und wer irgend liebe Menschen kennt, der plaudert jetzt mit ihnen.

Die Landstraße lang aber geht eine alte Frau: Nackte Füße, ein zusammengeschrumpftes Gesicht, halbdürre Hände, wer weiß, wie alt sie ist! Irgend wie, woher sie kommt, wohin sie geht! Sie selber weiß das alles nicht. Aber sie hat Hunger, und sie friert. Dort ist ein Schlächterladen. Ein wohlhabender Mann arbeitet dort und viele Leute stehen, die bedient sein wollen. Die Alte will da hinein. Soll er sich stören lassen? Er winkt mit der Hand, kaum, daß sie den Fuß auf die Schwelle gesetzt hat. Er winkt, und sie versteht diesen Wink, und sie geht weiter. Sie geht weiter, hungrig und frierend. Es gibt so viel Leute in diesem Lande, die hungern und frieren, warum soll der Schlächter gerade mit dieser Alten sich abgeben?

Wenig Menschen gehen die Landstraße, nur wer muß. Und zu denen gehört ein Blinder, der, von einem Kind geführt, wohl von weit herkommt. In dem Ort, wo so viel reiche Leute sind, denkt er, wird wohl für ihn etwas abfallen. Das Kind, eine Junge von etwa sechs Jahren, kommt auch zum Schlächter. Er lat keine Zeit.

Es gibt so viel blinde Leute im Lande herum. Zufällig ist ein Dienstmädchen hier, das einkaufen, eine Fremde, eine Russin oder vielleicht eine Deutsche, die hat Zeit. Sie gibt dem Knaben einen Soldo.

Er will dafür etwas Wurst kaufen. „Für einen Soldo gibts hier keine Wurst, das ist in den Bergen, aber hier nicht.“

Die Weiden gehen weiter die Landstraße lang. Aus einem Garten klingt fröhliche Musik. Der Blinde horcht auf. Er tritt an die Mauer und an das schöne eiserne Gattertor und bleibt dort stehen eine Weile. Dann kommt ein Diener von drinnen und sagt ihm, daß er weiter gehen möge.

Der Regen hört nicht auf und die Landstraße wird immer schmutziger. Da kommt ein Bettelmönch von Süden her.

Er trägt Sandalen an den Füßen, auf dem Kopf ein Tuchstückchen, kaum so groß wie eine Hand. Um den Leib eine braune Kutte, die er vielleicht schon dreißig bis vierzig Jahre tragen mag, zusammengehalten mit einem Strid. Er geht gebückt und er brummt etwas vor sich hin. Auch er tritt in den Schlächterladen.

Alles tritt beiseite. Er kommt ganz vor an den Tisch, obwohl so viele Leute dastehen. Er sagt kein Wort, er holt ein braunes Säcklein hervor, ein Säcklein, vielleicht ebenso alt wie die Kutte. Die Frau wirft eine Münze hinein. Er murmelt etwas, steckt sein Säcklein ein und geht seines Weges weiter. Er geht da und dort hinein, und nirgends kehrt er auf der Schwelle um. Er kommt auch an den Garten, wo die Musik herausklingt. Er schlägt ein Kreuz und geht rascher die Landstraße lang.

Fritz Sänger (Herbi).

Die Opium-Manie in Paris. Der Opiumgenuss ist in Frankreich weit stärker verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Nicht nur in den Hafenstädten — vor allem Dreux und Toulon — sucht er seine Opfer, sondern auch Paris hat Opiumstuben in allen Stadtteilen. Ein soeben erschienenenes Buch: „Der Opium in Paris“ von Delpy Fabrice zieht den Schleier von dieser verborgenen Welt. Der Autor führt den Leser in die eleganten wie in die schmutzigen Schlupfwinkel des Opiumlagers — denn die Weltstadt hat deren für alle Stände und Portemonnaies. Von „Madame Lea“, die in einer Zimmerei von Theaterleuten und Boulevardflaneuren besuchten Bar ganz nahe vom Boulevard des Italiens, im Zentrum der Stadt thront, „Schumschum“ zu 5 Franc das Glas ausschänkt und dem Gast die Pfeife und den ganzen Rauchapparat zur Verfügung stellt, folgen wir ihm zur „echten“ Vilomtesse im teuren Quartier des Ternes, wo namentlich Damen der „Gesellschaft“ verkehren. Hier zählt man monatlich von 500 Franc angefangen. Wohlgeremt: angefangen. Ein früherer Rittmeister der afrikanischen Jäger hat in dem Hause in einem halben Jahre 50 000 Franc gelassen, seine Gesundheit und Vermögen dazu. Ein anderer Stammgast, die Frau eines hohen ägyptischen Beamten, warf sich aus dem Fenster, weil sie die großen Summen nicht aufbrachte, die sie, um bei der Vilomtesse zu verkehren, entliehen hatte. Ein anderes „bühnenhaftes“ Haus wird von einem ehemaligen Sekretär der chinesischen Gesandtschaft gehalten. Hier verkehren Diplomaten, namentlich auch Asiaten. Eine romantisch auf einer Seimeinsel gelegene Villa bei Villaucourt sieht Opiumraucher und -trinker aus der Literatur und der Halbwelt. Im Quartier Latin versammelt eine russische Gräfin, die nebenbei Theosophin ist, eine Gesellschaft von mehr oder weniger „Intellektuellen“. Man zitiert Geister und raucht Venares, ein indisches Opium. Der Verfasser kennt auch ein Opiumhaus, das mit einer Badeanstalt von einer an das Mittelalter erinnernden Sittenfreiheit verbunden ist. Das schrecklichste Bild gewährt aber die Opiumhöhle in Saint Ouen. Sie ist auf den „kleinen Mann“ berechnet, die Masse muß den Profit bringen. Wer das Stichwort sagt: „Jurid von Konig“, wird in einen großen, mit elenden Buddhastatuetten und jämmerlichen „japanischen“ Bildern ausgestatteten, schmutzigen Raum geführt. Hier liegen in einer feuchten Kelleratmosphäre menschliche Körper nebeneinander ausgestreckt, mit gefüllten Kleidern, die Pfeife im Munde. Es sind Arbeiter, kleine Geschäftsleute, Beamte. Die Saat, die an dieser Stätte gepflanzt wird, hat schon schreckliche Früchte gebracht. Einer der Stammgäste, ein Fleischer, hat vor einiger Zeit in einem Anfall von Raserei seine Kinder abgeschlachtet, nachdem er in ein paar Monaten durch den Genuss des Giftes körperlich und moralisch zugrunde gerichtet worden war. Wenn man die Entwicklung der Opiumrauche in Frankreich ver-

folgt, so bleibt kein Zweifel über ihren Zusammenhang mit des Kolonialpolitik. Von den müßigen Genüßlingen aus der „Gesellschaft“ abgesehen, hat sie ihre Opfer vor allem im Volke. Es sind zumeist ehemalige Matrosen und Kolonialsoldaten, die im fernem Osten dieses Kaiser lernen gelernt haben und der Gelegenheit, es in der Heimat fortzusetzen, nicht widerstehen können. Die Opiummanie ist jedenfalls ein Kapitel, das nicht übersehen werden darf, wenn man die vielgerühmte Wirkung der Kolonialpolitik auf die nationale Energie in allen ihren Elementen studieren will.

Literarisches.

Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1903. Herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz (Dietrichscher Verlag Theodor Weicher, Leipzig.) In erster Linie soll dieser Kalender, der nun im zweiten Jahrgang steht, wohl das Niederdeutschtum zusammenhalten, in zweiter aber auch der großen Fritz Reuter-Gemeinde dienen. Daß sie heute, darf man sagen, beinahe durch das ganze deutsche Volk repräsentiert wird, ist eine Tatsache, obwohl der Volksstümlichkeit des plattdeutschen Dialektklassikers die Dialektzone südlich der Mainlinie diametral entgegen steht. Daß Karl Theodor Gaedertz für dies Unternehmen der rechte Mann ist, braucht bei dem bekannten Reuter-Forscher nicht besonders betont zu werden. So bringt denn auch wieder der neue Jahrgang manches Interessante. Neben Aussprüchen und Sentenzen aus Reuters Werken, sojam den einzelnen Monaten zugegeben, treffen wir biographische Beiträge (Luise Reuter in Bremen, Reuters Testament, vor fünfzig Jahren totgesagt, Trebbin: wie schuf Reuter seine „Läufchen und Rimmels“?) mancherlei Art; aber auch den Torso der letzten Geschichte Reuters: „Boans Franz Junkel tau 'ne Tochter lamm“; nichts Bedeutendes zwar und darum unbedeutend liegen geblieben. Bildnisse des Dichterpaares, unter anderen nach Zeichnungen und Delporträts von Pietsch, Schloepke, photographische Aufnahmen jener und der Stätten, wo die Reuters gewohnt haben, sowie sonstige Originalzeichnungen, vom Dichter oder von J. Wahr herrührend, erhöhen den ohnehin schon reichen Inhalt des Kalenders noch um ein erhellendes. So kann man diesem denn eine fröhliche Fahrt wünschen. e. k.

Musik.

Der „Berliner Volkshor“ wächst immer mehr und mehr über das Niveau eines bloßen Singvereins hinaus zu einer wahrhaft musikalischen und schließlich sozialpädagogischen Einrichtung heran. In der nächsten Woche will er uns das musikalische Weltgemälde Haydns, „Die Schöpfung“, vorführen. Wie schon in früheren Fällen, so veranstaltete er auch diesmal einen „Einführungsabend“ für seine Mitglieder. Wer da am Montag im Gewerkschaftshause sich den Darlegungen Dr. Janders anvertraute, konnte ein gutes Stück von musikalischer Kenntnis und zugleich von musikalischem Fühlen gewinnen. Mit Recht betonte der Vortragende, daß ein genaueres Erkennen der Bestandteile eines Kunstwerkes das Wohlgefallen keineswegs hemmt, sondern vielmehr fördert.

Waren schon bisher diese Einführungsabende des Volkshores darauf angelegt, die ausführenden und zuhörenden Teilnehmer in das Verständnis des jeweiligen Werkes und Meisters einzuführen, so geschah dies jetzt auf eine mittelbare Weise mit besonderem Glück. Es galt, in das Wesen des Orchesters einzudringen, mit dem ja der Chor in Oratorien wie der „Schöpfung“ zusammenzuwirken hat. Einen solchen Ueberblick verschafft ein Redner oder selbst eine Lektüre nicht schwer. Allein die oft übersehene Trivialität, daß Musik eine Sache des Hörens ist, verlangt auch hier ein Mehr. Unser Musikpädagogie ließ nun zahlreiche Orchesterinstrumente nach der Reihe und auch im Zusammenspielen vorführen, mit Erläuterungen des Wichtigsten ihrer Konstruktion usw. und nicht zuletzt der verschiedenen Klangfarben, die auf einem und demselben Instrumente durch mannigfache Mittel hervorbringen sind.

Diesmal handelte es sich besonders um die „Holzbläser“: wir lernten die Flöte und die Oboe, die Klarinette und das Fagott kennen und merkten uns auch an dem weichen Tone des ihnen am nächsten stehenden Blechblasinstrumentes: des Hornes. Dann vereinigten sich die vier zuletzt genannten Instrumente mit dem Klavier zur Vorführung zweier klassischer Werke, die sonst nicht häufig oder nur in einer schwächeren Umformung als Klavierquartette zu hören sind. Diese Klavierquintette von Mozart und Beethoven konnten zugleich eine Mahnung sein, wieviel wir heute durch die Vernachlässigung der Blasinstrumente im Kammermusikspiel und in der privaten Musikbildung verloren haben.

Ob unter den etwa 250 (!) Musikschulen Berlins auch nur einige den Janderschen Anschauungs- oder Anhörungsunterricht für die breitere Menge der Musikjünger pflegen, darf man vorerst bezweifeln. Um so freudiger sehen wir einer weiteren Entwicklung dieses Beginns und erst recht einem weiteren Aufnehmen solcher bequemer Bildungsabende entgegen. Wenn wir überzeugt sind, daß unser Volkshor auf dem rechten Wege ist und daß an derartigem vorläufig wahrlich nicht genug dargeboten werden kann, so möchten wir auch noch auf den allbekanntesten und stets neuen Wert der Wiederholung im Lehren und Lernen aufmerksam machen. Erst in fortgesetzter Gewöhnung haften das Dargebotene im Gedächtnis und in der Anwendung auf neue Gelegenheiten des Hörens.

Astronomisches.

Der Merkurdurchgang, der am 14. November stattfindet, wird im westlichen Asien, in Europa, in Afrika, in Südamerika und in der östlichen Hälfte von Nordamerika sichtbar sein. Für Berlin erfolgt der Eintritt des Phänomens, und zwar die äußerste Verührung der beiden Himmelskörper, um 11 Uhr 18 Minuten 45 Sekunden vormittags, die innerste Verührung nach vollständigem Eintritt der Planeten um 11 Uhr 19 Minuten 25 Sekunden, die innerste Verührung beim Austritt geschieht um 2 Uhr 41 Minuten 43 Sekunden und die äußerste Verührung beim Austritt um 2 Uhr 44 Minuten 22 Sekunden nachmittags. Der Eintritt der Erscheinung findet 63 Grad östlich und der Austritt 15 Grad westlich vom nördlichsten Punkte der Sonnenscheibe statt. Merkurdurchgänge sind immerhin selten. In einem Jahrhundert ereignen sich deren nur dreizehn. Der Merkur erscheint uns unter einem Winkel von 13 Bogensekunden in seiner Erdoberfläche und in seiner Erdferne unter einem solchen von nur 4 1/2 Sekunden. In beiden Fällen ist der Planet nicht sichtbar, weil er das eine Mal vor, das andere Mal hinter der Sonnenscheibe steht. Zur Zeit der Erdoberfläche münden wir den Merkur eigentlich als schwarzes Scheibchen über die Sonnenscheibe hinwegziehen sehen und zwar mühte das stets nach Ablauf von etwa 116 Tagen der Fall sein. Da nun aber die Bahnebene des Merkur gegen die der Erde um 7 Grad geneigt ist, geht der Planet meist oberhalb oder unterhalb an der Sonne vorbei. Steht der Merkur indes mit unserer Erde und mit der Sonne in der Schnittlinie beider Bahnebenen, dann geht er über die Sonnenscheibe hinweg. Im Fernrohr ist dieser Vorübergang — Merkurdurchgang genannt — sichtbar. 46 Merkurdurchgänge sind gleich 16 801 Erdentagen, und 191 Umläufe des Erdballes um das Zentralgestirn sind gleich 16 802 irdischen Tagen. Alle 46 Jahre muß also ein Merkurdurchgang im gleichen Knoten stattfinden. Die Alten haben nie einen Merkurdurchgang beobachtet können, weil ihnen das Fernrohr fehlte. Erst am 7. November 1631 gelang es Gassendi auf eine höchst originelle Weise in Paris, den von Kepler vorausberechneten Merkurdurchgang zu beobachten. Er ließ durch einen feinen Spalt in ein völlig verdunkeltes Zimmer das Bild der Sonne auf einen weißen Schirm fallen. Alsdann vergrößerte er das so projizierte Sonnenbild mit einer Lupe und konnte nun deutlich den Merkur als ein kleines tief-schwarzes Scheibchen über die Sonnenfläche hinweggleiten sehen. Seit Gassendi sind 25 Merkurdurchgänge beobachtet worden. Der nächste wird sich erst am 7. November 1914 ereignen. Der Merkur zeigt ebenso wie die Venus bei seinem Ein- und Austritt an der Sonnenscheibe das eigentümliche Phänomen des Baily'schen Tropfens. Dies beruht auf einem Fehler in der Objektivöffnung kleinerer astronomischer Teleskope und verschwindet ganz bei einer Beobachtung mit großen Instrumenten. Aus den Beobachtungen von 1697 bis 1848 hat Leverrier, der berühmte Erregner des Neptun, eine Verdrückung der Säkularbewegung vermutet, indem er das Dasein einer Schar von kleinen kosmischen Körpern zwischen Merkur und Sonne annahm. Diese Annahme aber ist unzulässig, weil bei der Nähe der Venus unsere Erdbewegung, besonders auch die Schiefe der Ekliptik, eine Störung erleiden müßte. Das aber konnte bisher nicht nachgewiesen werden. Die Tatsache, daß der Merkur auf seiner Bahn um die Sonne eine kleine Störung erleidet, führen jüngere Forscher auf die Materie des Jodiallichtes zurück, welche den Planeten durch Reibung anhaften soll. Dr. Felix Erber.

Aus der Pflanzenwelt.

Pflanzen auf Reisen. Außer den zahlreichen Pflanzen, welche aus den Tropen und insbesondere auch aus Japan bei uns eingeführt worden sind, gibt es noch eine wilde, sogenannte Adventivflora. Zu ihr gehört die bekannte Wasserpest, welche von Nordamerika nach Europa durch die Schiffe verschleppt wurde und einen großen Teil unserer deutschen Flüsse und Seen derart heimfucht, daß sie zu einer wahren Plage wurde. Die Ufer des Bodensees sind durch diese Pflanze vollständig verschlammte. Alle Fischer erinnern sich noch sehr gut, daß dieser größte der deutschen Seen schöne Sand- und Kiesufer hatte. In der Umgegend des Binnenhafens Mannheim wächst jetzt eine sehr üppige Adventivflora von amerikanischen Gräsern, deren Samen auf den Getreideschiffen eingeschleppt wird. Europa rächt sich auf seine Art allerdings auch, indem es nach Amerika allerhand Unkrauter importiert. So ist im ersten Viertel des letzten Jahrhunderts das Reimkraut und in der Mitte des letzten Jahrhunderts der gemeine Ratterkopf, der unter dem Namen „Klauser“ oder „stolzer Heinrich“ bekannt ist, importiert worden. Der letzte hat sich besonders in der Ebene von Virginien so massenhaft angesiedelt, daß zur Zeit seiner Blüte das Land weit und breit wie von einem himmelblauen Teppich überspannt scheint. Die Gesamtzahl der in Nordamerika heimisch gewordenen europäischen Pflanzenarten beträgt 200, während die aus Nordamerika in Europa eingewanderten Pflanzen die Zahl von 1000 übersteigen.

Müh- und Sterben. Der Bambus ist nicht nur durch die außerordentliche mannigfaltige Verwendungsfähigkeit fast aller seiner Teile, sondern auch durch seine Naturgeschichte merkwürdig. Marscher, der sich lange in tropischen Gegenden aufgehalten hat, wird vielleicht nie eine Bambusblüte gesehen haben. Dieser Strauch blüht nämlich nur sehr selten, und — das ist das Wunderbarste —

er stirbt nach der Blüte fast immer ab. Der Botaniker Bean hat in einem Bulletin der großen Gärten von Kew bei London einige Angaben über die Blüte der dort gezogenen Bambusgewächse während der letzten 30 Jahre gesammelt und festgestellt, daß die Blüte durch die Kultur des Strauchs verzögert wird. Erstreckt sich die Blüte nur auf einen Teil der Pflanze, so bleibt sie am Leben, nach einer vollständigen Blüte aber, die in Kew erst vor zwei Jahren stattgefunden hat, stirbt sie ab.

Notizen.

— Ein Trost für die Kleinen. Kleine Leute — klein im physischen Sinne — müssen manches im Leben über sich ergehen lassen, was ihren größeren Mitmenschen erpart bleibt. Aber dafür tragen sie auch einen Vorzug im Gehirn mit sich herum — von dem die meisten sich leider nichts träumen lassen: die Anlage zum Genie. Joseph Popper heißt der Mann, der den Kleinen zu ihrem Rechte verholfen hat. In der „Politisch-anthropologischen Revue“ hat er den Zusammenhang zwischen Genie und Körpergröße untersucht und dabei herausgebracht, daß die größten Genies auffallend klein waren. (Das christliche Paradoxon von den Kleinen, die die Größten sein werden, scheint hier verwirklicht). Attila, Napoleon, ja sogar der alte Pharao Ramses II., unter dem die Kinder Israel angeblich durch das rote Meer pilgerten, waren kleine Leute, ebenso alle bedeutenden Musiker, viele Philosophen und zweifellos auch Herr Popper.

Da es aber auch nicht ganz unbedeutende Menschen gegeben hat, die sich eines länglichen Wuchses erfreuten, so nimmt Popper an, daß die Begabteren sich durch einen verhältnismäßig längeren Oberkörper und kurzes Untergestell auszeichnen. Auch die kurze Hals- und Breit-schultrigkeit sind ein Zeichen, daß Mutter Natur etwas Besonderes mit jemand vorhat. Speziell um Weltberoberer zu werden, muß man einigermaßen breitschulterig sein.

Attila, Napoleon, Bismarck waren es auch. Als wir diese neueste „wissenschaftliche“ Entdeckung in der Redaktion erzählten, stellte sich heraus, daß in ihr manch einer zu diesem Verurteil, der leider in der letzten Verurteilung übersehen wurde, wie geschaffen sei. Es ist nur gut, daß viele berufen und nur wenige dazu ausgewählt sind, und Herr Popper offenbar die Zentimetertheoretiker in ihrem eigenen Lager hat verpöten wollen, sonst ginge es uns arg schlimm.

— Deutsche Bühnen- und Variétéökonomie. Zur Ergänzung der hier kürzlich gemachten Mitteilungen über die Sagen der Pariser Bühnengrößen werden die entsprechenden deutschen Ziffern willkommen sein. In Berlin bezieht die höchste Gage Kammerfänger Ernst Kraus, der als erster Tenor des Opernhauses für sechs Monate 46 000 M. bezieht. Unter den Schauspielern steht Adalbert Matkowski mit 40 000 M. an der Spitze. Emmy Destinn wird sich auf 36 000 M. stehen. Eise Lehnmann vom Lessingtheater hat eine Gage von 33 000 M., Harry Walden bezieht 33 000, Rudolf Christians vom Reuen Theater 28 000 M.; Albert Wassermann bringt es nur auf 24 000 M., Raffler auf 20 000 M., Schildkraut auf 18 000 M. Die Zugkräfte der Unterhaltungsbühnen sind sehr hoch im Preise: Theilhaber vom Metropol wird auf 40 000 M. geschätzt, Giampietro auf 36 000 M. Die höchsten Gagen überhaupt aber erhalten Spezialitätenkünstler. Wie dem „Welt. Tagebl.“ ein Kenner der Verhältnisse angibt, hat Otto Reutter Monatsgagen bis zu 15 000 M. (Jahreseinnahme 100 000 M.), Robert Seidl bringt es auf 80—90 000 M. im Jahr, an die 100 000 M. soll Schlbester Schäffer bekommen. Noch höher wurden so wertvolle Vereicherinnen der Kunst wie die Barrisons entlohnt, sie erhielten zeitweise 1000 M. den Abend für ihre Grottenübungen. Die heinewerfende Saharet tut auch heute noch nicht billiger. England und Amerika aber sind noch viel splendifer.

Ähnlich hohe Bewertung von Bühnen- und Brettleistungen werden uns nur aus der Verfallzeit des römischen Kaiserreiches berichtet.

— „Yiddische“ Theater in Amerika. Die yiddischen Theater werden in den Vereinigten Staaten Mode. Der Direktor des New Yorker Kalisch-Theaters, Leopold Spachner, beschäftigt sich bereits praktisch mit dem Plane, in allen größeren Städten Amerikas yiddische Bühnen zu errichten. Da offenbar Geld damit zu machen ist, hat sich eine Immobiliengesellschaft der Sache angenommen. In Philadelphia und Baltimore sind die neuen Theater bereits fertig und sollen demnächst eröffnet werden.

— Der Tunnel unter der Themse. Im kommenden Mai wird in London ein neuer Verkehrsweg eröffnet werden, der die beiden durch die Themse getrennten großen Londoner Verkehrsadern, die Union Road und die Commercial Road East, auf eine neue Weise verbinden wird; keine Brücke, sondern ein großer Tunnel, der unter dem Flußbett der Themse sich seine Bahn grabend, in einer Länge von insgesamt 2065 Meter sich ausdehnt. Die Strecke unter dem Fluß selbst hat allein eine Länge von 471 Meter. Die Kosten des großen Unternehmens sind auf 22 205 000 M. festgesetzt. 1904 wurden die Arbeiten begonnen und so energisch gefördert, daß der Tunnel ein Jahr vor der festgesetzten Zeit, schon im Mai 1908, dem Verkehr übergeben werden können.